

## Recherche – Erfahrungsbericht aus der «Basler Zeitung»

Liebe Kolleginnen und Kollegen

### I.

Worte sind Schall und Rauch. Beispielsweise die Bezeichnung «Leiter Recherche». Das ist meine Funktion bei der «Basler Zeitung». Das steht zumindest auf meiner Visitenkarte.

«Leiter Recherche» bedeutet zunächst tatsächlich recht wenig. Der Rauch, der irgendwo ein Feuerchen vermuten lässt – und der wohl nicht zuletzt zur Einladung geführt hat, hier zu sprechen – war dennoch beabsichtigt, als wir diese Stelle vor nunmehr rund einunddreissig Jahren einrichteten. Sie sollte ein Rauchzeichen sein, nach Aussen wie nach Innen.

Ich muss dies erläutern, was etwas heikel ist. Schliesslich sitzen meine Vorgesetzten im Saal, und die Kollegen lauschen mit. Sagen wir es deshalb in der Märchensprache: Die «Basler Zeitung» lag während Jahren in einem Dornröschenschlaf. Das Schösschen war von Röschen geziert. Die Blüten waren etwas verwelkt, die Pflanze insgesamt ziemlich dornelos. Die Menschen im Umkreis kümmerten sich nicht gross darum. Ungestört von irgendwelcher «vierten Gewalt im Staat» konnten sie tun und lassen, wie ihnen beliebt.

Die angepasste Lethargie, in der die «Basler Zeitung» gefangen war, hatte nicht einen bösen Hexenspruch als Ursache, sondern beruhte auf handfesten Gründen. Die «Basler Zeitung» ist das Fusionsprodukt aus «Nationalzeitung» und «Basler Nachrichten». Die Fusion liegt zwar knapp dreissig Jahre zurück; das Trauma, das sie ausgelöst hatte, wirkte jedoch nachhaltig und führte zu einem, sagen wir: zurückhaltendem Journalismus. Jeder Ansatz zu einer frechen Bemerkung wurde gekontert mit dem Argument: «Das könnt Ihr Euch nur als Monopolzeitung leisten.»

Ivo Bachmann ist vor zwei Jahren mit dem Anspruch als Chefredaktor angetreten, die alte Geschichte vergessen zu machen. Als «Leiter Recherche» habe ich meinen Teil dazu beizutragen. Nach Aussen wurde den Funktionsträgern dieser Region signalisiert, dass die Zeitung jemanden angestellt hat, dessen Aufgabe es gerade nicht ist, Pressekonferenzen zu besuchen und zu rapportieren. Dass jemand angestellt ist, dessen Aufgabe die «Recherche» ist, was immer dieses seltsame Wort zu bedeuten hat.

Die Recherche-Stelle sollte jedoch auch nach Innen wirken: Für die Kolleginnen und Kollegen, die den Umbruch von alter zu neuer «Basler Zeitung» zu bewältigen hatten, war es der auf zwei Beinen wandelnde Beweis, dass Recherche in dieser Zeitung nun tatsächlich gewollt ist.

Antreten lässt sich leicht mit Schall und Rauch. Doch wenn sich nicht irgendwo ein Feuerchen legen und ein kleines Explosiönchen auslösen lässt, verliert ein «Leiter Recherche» rasch an Glaubwürdigkeit. Also habe ich mich aufgemacht, meiner Funktion gerecht zu werden.

### II.

Meine erste grössere Geschichte für die «Basler Zeitung» war das so genannte Grounding der Combinos. Für Nicht-Eingeweihte: Im März 2004 legte Siemens ihre gesamte Flotte der Niederflurtrams Combino still. Direkte Ursache war, dass die Zulieferfirma Alcan bei einem Weiterbetrieb jegliche Haftung ausschloss. Denn der Combino, so hatte sich herausgestellt, war eine klassische Fehlkonstruktion, nach einer falschen technischen Norm berechnet. Dabei wollte Siemens mit dem Gefährt den gesamten europäischen Trammarkt aufrollen, billig im Ankauf, günstig im Unterhalt. Auch die Basler Verkehrsbetriebe waren geblendet gewesen von der konkurrenzlos attraktiven Offerte und hatten für rund 100 Millionen Franken 28 Stück dieser Wunderdinge gekauft.

Mit den ersten Meldungen, dass der Combino nicht nur an Kinderkrankheiten laborierte, sondern ein schwerwiegender Geburtsfehler vorlag, konnte die Redaktion der «Basler Zeitung» wenig anfangen.

Wenn es etwas zu den örtlichen Verkehrsbetrieben zu fragen gab, war sie gewohnt, beim Pressesprecher der örtlichen Verkehrsbetriebe nachzufragen. Doch dieser sah kein Problem – logisch: Erstens entspricht es seinem Berufsverständnis, nie ein Problem zu sehen, und zweitens wäre es einem Eingeständnis gleichgekommen, dass die Basler Verkehrsbetriebe dem Parlament eine Fehlkonstruktion empfohlen hatten. In diesem Punkt war der Pressesprecher besonders sensibilisiert; schliesslich sitzt er selbst im Grossen Rat.

Das Dossier kam zu mir. Die dramaturgische Ausgangslage war journalistisch ergiebig. Auf der einen Seite die Basler, die stolz auf ihre «Trämmli» sind und ihren Verkehrsbetrieben traditionell einen grossen Schonraum zugestehen. Auf der anderen Seite den Industriekonzern Siemens, der für deutsche Gründlichkeit steht. Ein Vorurteil, mit dem Siemens mit grosser Gründlichkeit aufgeräumt hat.

Mit etwas Glück hatte ich bereits nach rund einer Stunde Recherche eine Quelle gefunden, die mir bis heute erhalten geblieben ist. Nur so viel: Es handelt sich um einen deutschen Tramexperten, der sich europaweit auskennt und in fast alle deutsche Verkehrsbetriebe hinein beste Kontakte hat. Er kann mir entscheidende Hinweise geben, die ich bei den Verkehrsbetrieben überprüfe – nicht bei den Baslern, die mir weiterhin nichts sagen, was ich nicht vorher schon in Erfahrung gebracht habe. Meine Informationen besorge ich mir bei den Verkehrsbetrieben in Augsburg, Freiburg, Potsdam, Amsterdam und anderen Städten, die ähnliche Probleme mit ihren Combinos haben.

Die Basler Verkehrsbetriebe und die Regierung als oberste Instanz waren verunsichert über diese Art der Recherche. Sie hatten nicht mehr unter Kontrolle, was die lokale Zeitung berichtet. Und das sehe ich als eine der vornehmen Aufgaben des recherchierenden Journalismus: Recherche hilft, in der weitgehend fremdbestimmten Medienagenda selbstbestimmte Akzente zu setzen. Die Combino-Geschichte zeigt auch, wie Benchmarking in einer Regionalzeitung funktionieren kann: Was wir über die Combinos berichten, muss so interessant sein, dass es in allen Städten interessiert, in denen Combinos verkehren.

Der Anspruch ist realisierbar: Combino-Artikel der baz erscheinen am Folgetag auf den einschlägigen Internet-Sites der Branche. Siemens ist über die unflätige Regionalzeitung am Rheinknie mittlerweile derart erbost, dass sie die Kommunikation mit uns weitgehend abgebrochen hat. Trotz technischem Brimborium kommen die Geschichten bei der Leserschaft recht gut an: die Combinos waren an der letztjährigen Basler Fasnacht das wichtigste Sujet.

### III.

Meine Funktion heisst «Leiter Recherche», was impliziert, dass bei der «Basler Zeitung» ein ganzes Team sich ausschliesslich mit Recherchen beschäftigt. Das ist natürlich – ein Irrtum. Das Team, bestehend aus vier Personen, hat zwei Pole: Recherche und Reportage. Das Spektrum unserer Arbeit reicht von Recherchen, die sich über Monate hinziehen können, bis zu tagesaktuellen Reportereinsätzen. Es gibt jedoch einen gemeinsamen Nenner: Das Team steht komplementär zu den Ressort-Strukturen. Während die Ressorts stets an die Agenda und an das Blatt von Morgen denken müssen, ist es unsere Aufgabe, in Geschichten zu denken und neue Geschichten zu erzählen. Wir haben das Privileg, uns weniger um die Produktion kümmern zu müssen. Doch dieses Privileg müssen wir rechtfertigen mit der Qualität der Geschichten, die wir liefern. Das gelingt manchmal etwas besser, manchmal etwas weniger gut.

Ein Team, das quer zur üblichen Struktur steht, kann auch helfen, die Arbeit verschiedener Ressorts zu verschränken. Ich nenne als Beispiel den Hafen-Komplex.

In Basel endet bekanntlich die Rheinschiffahrt. Da über den Schiffsweg grosse Tonnagen –Massengüter wie Öl, Benzin aber auch Kies, Kohle, Getreide – importiert werden, ist Basel in seinem Selbstverständnis das «Tor zur Schweiz». Die eigentliche Wertschöpfung der Rheinschiffahrt ist jedoch relativ bescheiden. Gleichzeitig besteht ein grosses Interesse an den attraktiv gelegenen Hafengeländen; Häfen sind europaweit Boom- und Entwicklungszonen. In die Basler Häfen drängen Kulturaktivisten ebenso wie Baulöwen. Mit allen Mitteln wurden die subventionierten Privilegien der Hafenvirtschaft über Jahre von einem Hafendirektor verteidigt, der sich ein eigenes Königreich eingerichtet hatte. Seit gut einem Jahr stellt auch Daniel Vasella, der CEO des Basler Pharmamulti Novartis, seine Forderungen. Vasella will sich ein Architektur-Park-Denkmal schaffen, einen Forschungs-Campus, der sich bis zum Rheinufer hinzieht. Der Hafen St. Johann steht ihm dabei im

Weg; notabene stört er nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus ästhetischen Gründen. Die Gemengenlage an Interessen, die sich da ballen, ist explosiv – kurz: ein journalistisches Eldorado.

Eine Regionalzeitung kann es sich einfach machen: Die Wirtschaftsinteressen lässt sie vom Wirtschaftsressort abhandeln, die städtebaulichen Problemstellungen durch die Kulturredaktion, die wissenschaftspolitische Dimension durch die Wissensredaktion, die lokalpolitischen Aspekte durch das Regionalressort. Die Interessenkonflikte werden dadurch allerdings nicht abgebildet, sie werden vielmehr verharmlost zu einem blossen Nebeneinander von Partikularinteressen.

Als Teamleiter, der keinem und allen Ressorts verpflichtet ist, kann ich die Fragestellungen verschränken: Wie setzt Novartis – ein dominierender Wirtschaftsfaktor dieser Stadt – seine politischen Interessen durch? Wie diktiert Novartis-Boss Daniel Vasella seine Bedingungen? Wie lässt sich die Wissenschaft durch die Wirtschaft instrumentalisieren? Macht städtebaulich Sinn, was politisch opportun erscheint? Viele Kollegen schreiben an dieser Geschichte mit – und das ist gut so. Mein Ziel ist lediglich, dass sie mit- oder auch gegeneinander, aber sicher nicht nebeneinander an diesem Themenkomplex arbeiten.

Natürlich ist das Thema auch Recherche-attraktiv: Wo so viele Interessen im Spiel sind, da wird hinter den Kulissen geschachert, da werden Vorabgespräche getroffen. Mit den Mitteln der Recherche lassen sich diese Vorgänge transparenter machen. Das ist spannend in dieser Stadt, die stark von der Pharmaindustrie abhängig ist. Was wir – als Kollektiv von Autoren – im politischen Prozess mit in Gang gesetzt haben, lässt sich sehen: Der Hafendirektor ist weg, Kultur ist im Hafen eingezogen, über den Campus-Deal von Novartis herrscht eine relativ grosse Transparenz, die Zukunft der Hafenable auf städtischem Gebiet ist grundsätzlich in Frage gestellt.

Das Thema wird uns weiter begleiten – und uns journalistisch noch viel Freude bereiten. Am Beispiel des Hafens kann die Redaktion lernen – und ich meine hier: strukturelles Lernen – wie komplexe Geschichten aufbereitet und vorangetrieben werden können.

#### IV.

Der Recherchierjournalismus ist in Mode; er hat Konjunktur – wenn vielleicht auch nicht empirisch belegt, dann zumindest im fachjournalistischen und im journalismuswissenschaftlichen Diskurs. Das Präfix «investigativ» adelt die Recherche zusätzlich. Das zeigen Buchpublikationen, wie «Investigativer Journalismus» von Johannes Ludwig. Es spriessen weltweit Vereinigungen, die sich dem «Investigativen» verschrieben haben. In Deutschland beispielsweise hat sich die Spezies der investigativen Journalisten in den vergangenen Jahren karnikelmässig vermehrt, wenn man den Mitgliederbestand des von Hans Leyendecker mitbegründeten «Netzwerk Recherche» zum Nennwert nimmt.

Offensichtlich mit einem gewissen Komplex werden diese Anstrengungen von der Schweiz aus betrachtet. Mit einem Schmunzeln habe ich jedenfalls das heutige Tagungsprogramm zur Kenntnis genommen: Deutsche Kollegen geben den Takt vor, ein deutscher Kollege wird am Schluss die Rechercheleistung des Schweizer Journalismus kritisch bewerten.

Ich wechsele kurz in meine angestammte Berufsrolle und argumentiere als Medienjournalist:

Es ist Mode geworden, die Recherche zum Akt der Selbstbelobigung hoch zu stilisieren. Man lese die nur leicht ironisch gebrochene Einladung zu dieser Tagung. Da heisst es: «Wer möchte nicht gern als recherchierender Journalist gelten? Sind sie doch die Besten der Branche, neben den Kommentatoren, Kriegsreportern und Fernsehmoderatoren. Müsste man meinen, Watergate lässt grüssen. Kennen wir solche Star-Rechercheure in der Schweiz? Gibt es überhaupt noch recherchierende Journalisten?» Und am Ende die Frage: «Wie kommen wir wieder zu recherchierenden Journalistinnen und Journalisten, die diesen Namen verdienen?»

Die Absicht ist klar: Der Recherche-Journalismus gilt in der aktuellen Diskussion als taugliches Mittel, um die ramponierte Glaubwürdigkeit des Journalismus aufzupolieren. Er grenzt sich ab, vom Meinungsjournalismus, der auf dem lauten Jahrmarkt der stets sich wandelnden Meinungen ohnehin kaum mehr gehört wird. Und er grenzt sich ab vom Verlautbarungsjournalismus, der den Journalismus zum Erfüllungsgehilfen von PR-Interessen aller Art degradiert. Recherche-Journalismus, das ist etwas anderes: Das ist Watergate, das ist «Spiegel»-Affäre, das ist P-26 und P-27 – das ist aber vor allem Mythos. Ein Beruf sollte sich aber über die Regeln und nicht über die Ausnahmen definieren.

Von Recherche als Selbstzweck und Profilierungsmittel halte ich nichts. Ich halte jedoch nicht nur als Medienjournalist, sondern auch als «Leiter Recherche» viel von Recherche als Handwerk und Haltung.

## V.

Zum Handwerk. Ich meine, dass die handwerkliche Fertigkeit in einer durchschnittlichen Redaktion in der Schweiz und wohl nicht anders in Deutschland unterentwickelt ist. Ich spreche dabei nicht vom fehlenden Instrumentarium für fiktionale Journalistenträume, wie die Enttarnung einer mächtigen Verschwörung. Ich spreche von der Handhabung einfacher Instrumente zur Lösung einfacher Fragen: Wem gehört welche Firma, wo gegründet, wo domiziliert, mit wem alliiert? Etwas komplexer: Wie komme ich an ein vertrauliches Papier? Wie erfahre ich, was in einem internen Gremium diskutiert worden ist? Wie gehe ich vor? Wie erreiche ich, dass das Vorzimmer eines Entscheidungsträger nicht mehr Hindernis zur Information, sondern zu einem sprudelnder Quell stets neuer Informationen wird?

Ich sage es offen: Mir fehlt es auch in der Redaktion der «Basler Zeitung» an diesem Können, an diesen Know-how, an diesem Wissen-Wie. Doch das Handwerk kommt nicht von selbst, es lässt sich weder befehlen, noch lässt es sich schulen – wenn es an der Haltung fehlt.

Ich plädiere für eine journalistische Haltung, die es einfach genau wissen will. Die sich weder instrumentalisieren lässt von der einen noch von der anderen Seite. Eine Haltung, die sich aber auch nicht der einen oder anderen Seite bedient, um eigenen politischen Vorstellungen Vorschub zu leisten oder auch nur um eine gute Geschichte wegen. Die Recherche ist – so sehe ich es – die geeignete Methode, um dieser journalistischen Haltung überhaupt gerecht werden zu können. Das Recherche-Handwerk ist dazu schiere Notwendigkeit: Ohne Haltung kein Handwerk, ohne Handwerk keine Haltung.

Ich glaube, wir sind bei der «Basler Zeitung» auf dem Weg: Das Interesse der Kolleginnen und Kollegen am Handwerk der Recherche wächst. Für mich ein offenkundiges Zeichen, dass sich in der journalistischen Haltung ein Wandel abzeichnet. Um auf das Märchen zurückzukommen: Die Röschen treiben nicht nur hübsche Blüten, an den Stengel bilden sich allmählich auch wieder kleine Dornen.

## VI.

Bei allem theoretischen Überbau – Es gibt noch ein ganz einfaches Argument, das für recherchierenden Journalismus spricht: Er macht einfach Spass.

Meinen grössten Spass habe ich mit einem Spassvogel, der heisst Dieter Behring. Der Mann ist riesig. Sein kahlgeschorener Kopf ist eigentlich zu klein für den massigen Körper. Seine Stimme ist zu hoch für die Erscheinung, die er abgibt. Ihm, dem stest Schwarzgekleideten, steht seit Jahrzehnten eine kleine, strenge, rotgekleidete Frau zur Seite. Sein emotionaler Rückhalt. Ein irgendwie: diabolisches Paar.

Das alles ist nur interessant, weil Behring der mutmasslich grösste Anlagebetrüger der Schweiz ist. Rund 800 Millionen Franken fehlen. Die Bundesanwaltschaft ermittelt, bis zum Prozess werden noch Jahre verstreichen. Ein Grossteil der geprellten Anleger stammt aus der Region. Es sind die Zahnärzte, die Kunstsammler, die Privatflieger, die Gourmet-Esser, die auf die unanständig hohen Gewinnversprechen des angeblichen Hedge-Fonds-Zauberers Behring hereingefallen sind. Sie hatten nicht genug an ihren Millionen, sie wollten sie vervielfacht sehen – und sehen nun in die Röhre.

Ich gebe gerne zu: Andere Journalisten – vom «Tages-Anzeiger», von «Cash» – hatten in der Phase der grossen Enthüllungen die besseren Geschichten, die brisanteren Details, die informierteren Informanten. Doch in der «Basler Zeitung» lässt sich die Behring-Story breiter erzählen. Es zählt nicht nur die Enthüllung, sondern auch die Gesellschaftsgeschichte, die sich dahinter verbirgt. Was faszinierte an dieser Figur Behring, aufgewachsen im Arbeitermilieu am Jurasüdfuss, der mit Wucht in Basels bessere Gesellschaft drängte, auf Kunst machte, weil Basels bessere Gesellschaft traditionell auf Kunst macht – aber grossspurig mit Geld um sich schmiss, obschon doch die Basler Society die Fassade der Bescheidenheit pflegt?

Recherche heisst nicht nur Enthüllung, sondern bringt auch Lesestoff zu Tage: Dank Behring lasen in dieser Stadt plötzlich Kulturinteressierte den Wirtschaftsteil. Sie lasen über Hedge-Fonds und andere

Finanzinstrumente, für die sie sich sonst gar nicht interessieren. Nun will der gelernte Laborant Behring, der stets als Finanzakrobat und ungetreuer Vermögensverwalter gearbeitet hat, plötzlich Werbefotograf gewesen sein und wieder als solche tätig werden. Auch diese hübsche Geschichte interessiert nicht nur die betrogenen Anleger, sondern auch die Kulturinteressierten, die Wirtschaftsinteressierten, die Klatschinteressierten.

Publizistische Sprengkraft hat der Fall Behring derzeit wenig. Er gehört nicht mehr zu den Mächtigen der Region, die sich getragen sehen von den Eliten. Das hat sich geändert, nicht zuletzt dank der Medien. Aber es war auch schon anders: Basels einzige Ständerätin Anita Fetz hatte sich den Wahlkampf teilweise von ihm finanzieren lassen, und sie distanzierte sich sehr spät von ihm. Unsere harsche Kritik an ihrem Krisenmanagement, das nicht zuletzt ihre Krise zu verantworten hatte, wurde von ihr gar nicht geschätzt. Die Sozialdemokratin warf uns sinngemäss vor, unsere lokalpatriotischen Pflichten als Regionalzeitung vernachlässigt zu haben. Und das soll so bleiben.

## VII.

Wenn ich einen Wunsch frei habe – und in Märchen ist das durchaus üblich –, dann ist es der, dass sich die «Basler Zeitung» konsequenter noch kritisch und recherchierend mit den Mächtigen auseinandersetzt. Mit den Fürsten in Politik, Wirtschaft, Kirche, Justiz, Sport und Kultur.

Wir werden uns bei dieser Aufgabe nicht im luftleeren Raum bewegen. In einer kleinräumigen Region, in der schon strukturell alle mit allen verfilzt und verhängt sind, da sind auch rasch die Interessen des eigenen Verlages tangiert. Unweigerlich. Gerade wer im Lokalen einen möglichst unabhängigen Journalismus fahren will, kann sich deshalb nur auf eines berufen: auf die journalistische Recherche.

Ich denke da beispielsweise an die jüngste Affäre der Basler Treuhandgesellschaft ITAG, die noch nicht ausgestanden ist. Zur Erinnerung: Die Internationale Treuhand AG arbeitete über Jahre mit Geldern einer ihr anvertrauten Stiftung. Selbst wenn dieses Geschäft mit keinerlei Gesetz kollidiert, was noch unklar ist, widerspricht es doch in krasser Weise der good governance. Die Geschichte ist heiss für die «Basler Zeitung». Immerhin ist der ITAG-Miteigentümer Fritz Schuhmacher Vizepräsident im Verwaltungsrat der «Basler Zeitung».

Für das Unternehmen war es sicherlich ein imageschonender Glücksfall, dass Schuhmacher intern und auf Druck des Verlegers bereits im Frühjahr seine Demission aus dem Verwaltungsrat auf November hin angekündigt hatte. Aus journalistischer Sicht hätte ich auf diesen Rücktritt gerne verzichtet. Denn der Verdacht lässt sich nicht aus dem Weg räumen, die Redaktion habe sich erst grünes Licht vom Verleger geben lassen, bevor sie sich kritisch mit ihrem Verwaltungsrat auseinandergesetzt hat. Damit es gesagt ist: Weder haben Verleger Matthias Hagemann, noch Verwaltungsrat Fritz Schuhmacher versucht, Einfluss auf die Berichterstattung zu nehmen.

Das Rauchzeichen – und ich komme damit zum Schluss – wäre aber ohne Schuhmachers vorzeitig Demission bei der «Basler Zeitung» vielleicht noch etwas deutlicher ausgefallen: Es soll keine Säulenheilige mehr geben in dieser Region. Die Redaktion stellt sich auf die neue Haltung ein; die Eliten der Region tun sich noch schwer damit. Sie wünschen sich eine Zeit vor der Fusion zurück, an die sie sich eigentlich gar nicht erinnern können. Oder zumindest an eine Zeit, in der sie ungestörter tun und lassen konnten, wie ihnen beliebte. Ich muss sie enttäuschen: Wenn wir unseren Weg weitergehen dürfen, dann gehen sie dornenreichen Zeiten entgegen.